

Einwanderer zusammen. Jetzt vereint sie nur noch die gemeinsame Sprache und eine tiefe, evangelische Frömmigkeit. Doch auch dieses Band lockert sich. Die meisten sprechen noch Deutsch, einige sogar mit leicht sächsischem Zungenschlag. Wenn ihnen ein deutsches Wort nicht einfällt, behelfen sie sich lieber mit der Indianersprache Guaraní, Paraguays zweiter Amtssprache, als mit spanischen Vokabeln.

Aber wie lange noch? Die meisten Jungen wandern ab: In Asunción, wo Spanisch gesprochen wird, oder in anderen Deutschenkolonien, suchen sie nicht nur Arbeit, sondern auch eine Frau: „In Nueva Germania sind längst alle Deutschstämmigen untereinander verwandt“, bekennt der Gemeindevorsteher Albert Kück.

Albert Kück ist die Seele Nueva Germanias: Er trommelt die Gemeinde zusammen, wenn es Probleme zu besprechen gibt; er appelliert an die zerfallende Gemeinschaft, Saatgut oder Ackergeräte gemeinsam einzukaufen. Mit seiner Frau Brigitte führt er das Krämergeschäft und ein kleines Restaurant. An den Wänden hängen verblichene Plakate deutscher Landschaften.

Fremden gegenüber, Journalisten zumal, ist Albert Kück freundlich, aber zurückhaltend. Seit ausländische Fernsehsender Dokumentationen über Nueva Germania ausstrahlen, fühlen die Deutschstämmigen sich als Erben einer Idee mißverstanden, deren Opfer sie in Wirklichkeit sind: Ariertum, Übermenschenphantasien gar, sind ihnen immer fremd geblieben.

Mit den „normalen“ Paraguayern, die im Dorf die Mehrheit stellen, leben sie friedlich zusammen. Zwar kommt es selten zu Mischehen, und im Streit spielt man auch schon mal „faule, unzuverlässige Paraguayer“ gegen „fleißige, pünktliche Deutsche“ aus. „Aber letztendlich sind wir alle Paraguayer“, bekräftigt Albert Kück. Auch daß sie nicht gegen die Diktatur des deutschstämmigen Generals Alfredo Stroessner aufbegehren, daß viele von ihnen vermutlich bei den letzten Wahlen wieder für die Stroessner-Partei der Colorados gestimmt haben, unterscheidet die Deutschstämmigen nicht von den paraguayischen Bauern: Auf dem Land wurde der Diktator schon immer als Patriarch geachtet.

Zum 100jährigen Bestehen der Kolonie im Jahr 1987 besannen sich die Deutschstämmigen von Nueva Germania erstmals auf ihre Ursprünge. Auf den Spuren Bernhard Försters sind sie noch einmal den Fluß von Asunción hinaufgefahren. Auch in einem Theaterstück haben sie das Unternehmen nachgestellt.

Die einzige, die noch eigene Erfahrungen aus der Gründerzeit hätte beisteuern können, ist Emma Fischer. „Oma Fischer“, wie sie in Nueva Germania nur

heißt, wurde vor wenigen Wochen 100 Jahre alt und ist damit die älteste Deutschstämmige Südamerikas. Klein und zierlich sitzt sie in ihrem Sessel, rudert mit beiden Armen und redet vor sich hin. Sinn haben ihre Worte nicht: Sie ist längst verloren in einer anderen Welt, einer anderen Zeit. □

Rußland

## Letzte Erniedrigung

**Kommerz erfaßt nun auch die russischen Friedhöfe. Der Tod wird teuer für die Moskowiter.**

**S**elbst nach dem Ende des irdischen Daseins ist es mit dem Schlangestehen nicht vorbei. Auf dem größten Moskauer Friedhof, in Chowanskoje, finden mitunter sieben Beerdigungen gleichzeitig und in derselben Grabreihe statt.

Seite an Seite ruhen hier 600 000 Tote: grundwasserumspült und nicht mal anderthalb Meter tief im schweren Lehm Boden. Schutt- und Müllhalden säumen die Ruhestätte.

Aus Platzmangel hat die Verwaltung jegliche Grabumfriedung sowie das Pflanzen von Ziersträuchern und Bäumen untersagt. Ein frisches Gräberfeld wird außerhalb des Zaunes angelegt.

Im statistischen Mittel langt der Tod in der Neun-Millionen-Stadt Moskau

350mal täglich zu, mit steigender Tendenz: 1992 schrieben die Standesbeamten erstmals seit Kriegsende wieder mehr Sterbe- als Geburtsurkunden aus. Und weil Armut und Gewalt zunehmen, hat sich seit Gorbatschows Perestroika-Zeit auch die Zahl der Mord- und Selbstmordopfer verdoppelt, auf jeweils weit über tausend Fälle im Jahr.

Für den schon vom Leben gebeutelten Russen gerät selbst die Reise ins Jenseits zu einem würdelosen Akt. „Die Kommunisten haben die Bestattung ihrer Untertanen nach der Revolution zur industriellen Operation gemacht“, sagt Wjatscheslaw Fedotow. Der Physiker, 1980 aus der Partei verbannt, hat zehn Jahre als Totengräber in Chowanskoje gedient: „Bei der Massenabfertigung auf dem Friedhof erfolgt die allerletzte Erniedrigung.“

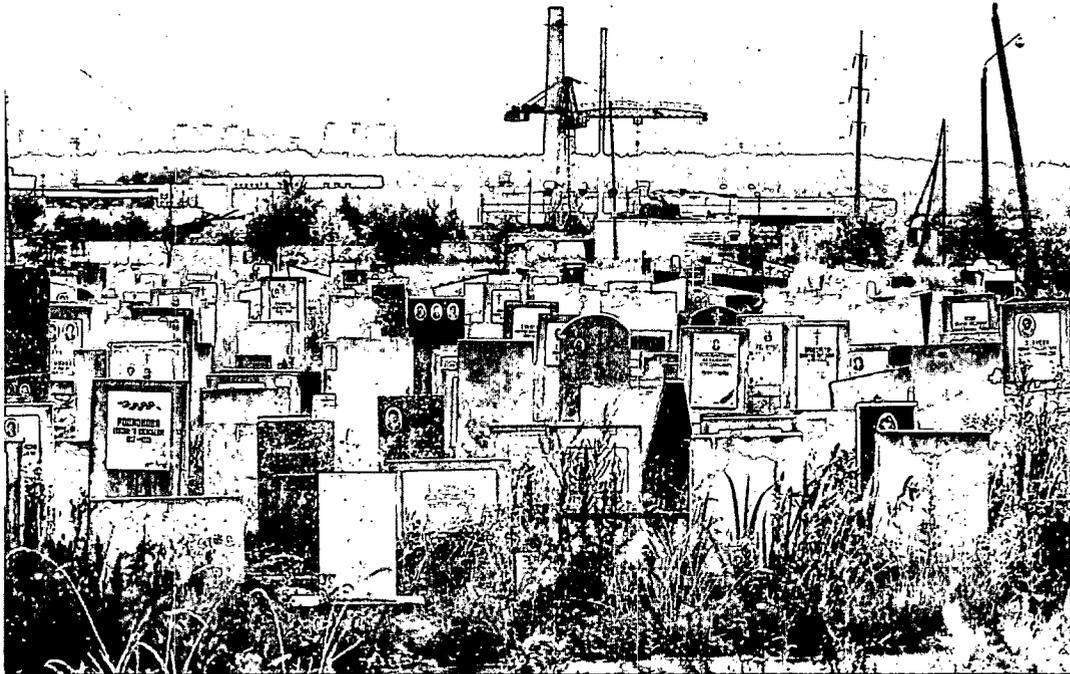
Bis in den Tod hinein hatte der nun selbst verblichene Sowjetstaat das kommunistische Gleichheitsprinzip mißachtet: Revolutionsführer Lenin wurde laut Parteibeschluss mit einem Mausoleum geehrt, seine Nachfolger setzte man mit Ausnahme von Nikita Chruschtschow an der Kremllmauer bei. Heerführern und Künstlern stand der schattige Friedhof am Nowodewitschi-Kloster zu. Dem Volk blieben die Friedhöfe in Domodedowo oder Chowanskoje weit vor der Stadt.

Heute regelt den Eintritt ins atheistische Totenreich nicht mehr die Rangordnung, sondern das Geld. Das „Moskauer Kombinat für rituelle Dienstleistungen“ regelt im alten Stil alle zwischen Dies- und Jenseits anfallenden Probleme.

Mit dem Totenschein für Mutter Klawdija hat sich auch Natalja Danejko



Leichenschauhaus in Moskau: Verfall von Sitten und Vaterland



**Moskauer Friedhof Chowanskoje:** Physiker als Totengräber

in die Schlange an der Uliza Raditschewskaja eingereicht.

Durch kleine Schalterfensterchen verteilt Direktor Matwejew mit seinen Angestellten Bezugsscheine für Bestattungsdevotionalien aller Art: Blumengebilde, Grabsteine, Musikkapellen, Autobusse für den Transport der Trauergemeinde, Ermäßigungen für den Kauf von tröstendem Schnaps. Särge sind seit vielen Monaten knapp, Matwejew bietet deswegen mehrfach genutzte an.

Die Preisliste an der Wand ist von der Inflation längst überholt: Der Standard-sarg, vor Jahresfrist noch für 1400 Rubel zu haben, kostet Natalja heute das Fünffache, etwa zwei Wochenlöhne. Neue Konkurrenzfirmen wie „Kristall“ oder „Anubis“ bieten das unverzichtbare Stück je nach Ausführung für einen Preis bis zu 200 000 Rubel an, ein durchschnittlicher Jahreslohn.

Am Grab der Familie Danejko in Chowanskoje hat Totengräber-Brigadier Jurij das Sagen. Es gibt ein Problem, der Zaun müßte versetzt werden. „Zehn Jahre Knast geben sie mir dafür, das lohnt nicht mal für 100 000 auf die Hand“, protestiert er mit schwerer Zunge. Erst bei der vierfachen Summe sind seine Bedenken verflogen.

Das Grabausheben kostet noch mal 45 000 Rubel und drei Liter Wodka dazu. Für die 1350 Rubel, die Jurij offiziell quittiert, greift in seiner Innung niemand mehr zum Spaten. Grabstelle und Transport hat Frau Danejko im Friedhofskontor für 25 000 Rubel arrangiert – im Beleg ist die Summe auf ein Sechstel reduziert.

Betroffen steht Natalja am nächsten Morgen vor dem Sarg mit der Mutter: „Bretter wie die Kisten im Gemüseladen und eine halbe Million für eine Bestattung, die offiziell nicht mehr als 50 000 kosten soll.“

Schon werden verzweifelte Angehörige mit schmalem Geldbeutel zu pietätlo-

ser Selbsthilfe gedrängt wie jüngst ein Moskauer Ehepaar: Das hatte die verstorbene Tochter im Kinderwagen und per Metro zum Friedhof geleitet.

Auf den Totenäckern von St. Petersburg machen die alteingesessenen Bediensteten Front gegen „Reketiry“ (organisierte Schutzgelderpresser) und die „korrupte Stadtverwaltung“, die ihnen die Pfründen abjagen wollen. Sie räumen des Nachts die Blumen wieder ab und berauben die zur ewigen Ruhe Gebetteten ihrer Kleider, der Goldzähne ohnehin.

Verwandte treten wegen der Kostenexplosion in eine neue Variation von Streik: Allein in der Leichenhalle beim Moskauer Krankenhaus Nr. 33 werden jeden Monat 80 bis 90 Verstorbene nicht mehr abgeholt. In der Moskauer Parkstraße entledigte sich ein gottloser Rentner seiner verstorbenen Lebensgefährtin auf grausige Art: Er zerstückelte die Leiche und brachte die eingetüteten Reste auf eine Müllhalde.

Um allein gelassene Tote kümmert sich – irgendwann – der Staat. Er äschert dahingeschiedene Obdachlose dort ein, wo er in den dreißiger Jahren die namenlosen „Staatsfeinde“ verscharren ließ – im Krematorium Nr. 1 neben dem Donskoi-Kloster im Stadtzentrum. Die Überreste werden gleich nebenan in ein Massengrab versenkt.

„Kein Glaube mehr, keine Kultur, keine Moral“, klagt Wjatscheslaw Fedotow, der promovierte Totengräber, über den Verfall von Sitten und Vaterland. Von den alten russischen Bestattungsritualen wisse kaum jemand noch. Zwar suchten die meisten Familien siebenmal im Jahr ihre Verstorbenen auf. „Aber da wird nur noch getrunken am Grab.“

Die Rettung soll wie so oft in Rußland von der Kirche ausgehen. Im Gotteshaus der Heiligen Peter und Paul hat sich ein „Orthodoxes Bestattungs-Zentrum“ etabliert. Es will einen Teil jener

300 orthodoxen Friedhöfe wiedererstehen lassen, die von den Bulldozern der Atheisten platt gemacht wurden: Der Gottesacker beim Andronnikow-Kloster dient seit 1924 als Fußballfeld, der am Nowospasski-Kloster beherbergt Polithäftlinge, auf dem Terrain des Roschdestwensker Friedhofes fertigt das „Dynamo“-Werk Motoren.

Vage hat Moskaus Bürgermeister den Orthodoxen 15 Hektar am Stadtrand für einen kirchengerechten Ruheplatz zugesagt – ohne

Feuerbestattungen also und ohne Selbstmörder auf dem geheiligten Boden.

Das Beerdigungszentrum ließ sich erst einmal als weltliche Firma einschreiben und zimmert in einem halbverfallenen Hofgebäude „billige, aber solide Särge, für die Ärmsten der Stadt zum Selbstkostenpreis“, so Vizepräsident Walerij Chlebutin. Das Kiefernholz stammt von „ehemaligen Munitionskisten, sozusagen ein Stück Konversion“.

Der frühere Staatsfunktionär Walerij Balakirew, nunmehr Chef der Internationalen Bank zum Wiederaufbau der von den Kommunisten gesprengten Erlöserkathedrale, bietet einen Service besonderer Art. Er hat die Hälfte der Spezialisten des „Laboratoriums Lenin-Mausoleum“ abgeworben.

Die hochqualifizierten Pathologen, Zellforscher und Anatomen sehen für die Frischhaltung der sowjetischen Staatsleiche auf dem Roten Platz keine Zukunft mehr und widmen ihre Talente einer neuen Dienstleistung in Rußland: drei Tage offene Aufbahrung in der Wohnung des Verstorbenen, wie es das orthodoxe Bestattungsritual fordert.

Die ehemaligen Lenin-Lifter denken auch ans Importgeschäft: Viele Exilrussen wollen wenigstens als Tote in die Heimat zurück, was eine fachmännische Aufbereitung bis zur Beisetzung voraussetzt.

Umgekehrt schlägt manchem Ausländer im unwirtlichen Rußland das letzte Stündlein. „40 solcher Fälle fallen pro Monat an, wegen der bürokratischen Hindernisse liegen die Verstorbenen meist noch einige Zeit in Moskau herum“, beurteilt Chlebutin die Marktchancen, „über die Wartezeit hilft nur professionelles Balsamieren hinweg. Wir bieten ein halbes Jahr Garantie.“

Für Lenins Leichnam garantierten die Präparatoren einst die Ewigkeit. □